

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 45 (1969-1970)  
**Heft:** 13

**Artikel:** 200 Tage Saxerriet : die ostschweizer Muster-Strafanstalt von innen  
**Autor:** Kersten, Jean  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1079335>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# 200 TAGE SAXERRIET

Die ostschweizerische Muster-Strafanstalt von innen

Sonntag, 25. Januar 1970. Der erste Sonntag meines 50 Jahre alten Lebens hinter unsichtbaren Gittern und in einer Gemütsverfassung, die sich nur sehr schwer beschreiben lässt. Der Schreck der Gerichtsverhandlung in Zürich von vergangenem Montag, die mit der sofortigen Verhaftung endete, steckt mir jetzt noch in den Knochen. Es geschah alles wie in Trance.

Und jetzt bin ich hier, in dieser merkwürdigen Atmosphäre einer Strafanstalt für Erstmalige, einer von rund 120 Insassen, die zum ersten Mal zu einer Freiheitsstrafe verurteilt wurden. Eine Konkordatsanstalt von 8 Kantonen, ein Millionenbetrieb mit einer riesigen landwirtschaftlichen Domäne, gewerblichen Betrieben wie Kieswerk, Schlosserei, Schreinerei und Glimmlampenmontage, der von den Insassen mit einem Minimum an Aufsichts- und Verwaltungspersonal betrieben wird. Mit einem Gefängnis herkömmlicher Art kann man den Betrieb hier nicht vergleichen. Von aussen sieht das Ganze eher wie eine moderne Fabrik mit Verwaltungsgebäude und zwei Pavillons für die Unterbringung der Gefangenen aus. Eine gepflegte Grünanlage und im Sommer reichlich Blumen verwischen den Eindruck, dass die Bewohner dieser Anlage Sträflinge sind. Man sieht weder Mauern noch Gitter, weder uni-

**Jean Kersten hatte zwangsläufig mit dem Gefängnis Saxerriet Bekanntschaft gemacht. Hier sein wahrer Bericht in Tagebuchform.**

formierte Wärter noch Leute in auffälliger Sträflingskleidung. Und doch spürt man es als Insasse sofort, dass dieser äussere Eindruck sehr täuscht.

Die Verwandlung eines Zivilisten in einen Strafgefangenen beginnt sofort am Einlieferungstag. Ich wurde ins Untergeschoss gebracht und bekam in der Wäscherei und Schneiderei eine komplette Ausrüstung, angefangen beim Rasierapparat bis zu Überkleidern und schweren Schuhen. Ausserhalb der Arbeitszeiten tragen die Insassen Sporttrainer und Hausschuhe. Ein Sonntagsanzug aus schwerem Drillich, den man nötigenfalls auch in eine Ecke stellen kann, vervollständigt die Ausrüstung. Meine ‚Loge‘, wie die Zellen hier genannt werden, misst zwei auf gut vier Meter, enthält ein Bett mit Schaumgummimatratze, Stuhl, Mini-Schrank, Lavabo mit Spiegel und Toilette mit Wasserspülung. Vor dem Fenster ist ein winziger Tisch an die Wand montiert. Über dem Bett ist an der Wand eine Kugellampe und darüber ein

Lautsprecher angebracht. Die Türe ist wenigstens keine schwere Eisentüre mehr, die nur mit rasselndem Schlüsselbund geöffnet werden muss. Das unvergitterte Fenster gibt den Blick frei auf die weite Fläche des Saxerrietes, einer ehemaligen Sumpflandschaft, die nach dem Krieg durch Häftlinge entwässert und in fruchtbares Wies- und Ackerland verwandelt wurde. Man hat mir eine Hausordnung ausgehändigt, die mir Auskunft über meine Rechte (wenige) und Pflichten (viele) erteilt. Die ersten 30 Tage arbeitet und isst man in Einzelhaft. Das Essen wird in Gamellen auf die Zellen gebracht. Der Direktor hatte mich am Tag nach der Einlieferung zur Eintrittsaudienz zitiert, was er routinemässig mit allen Neuankömmlingen tut. Über einige unverbindliche Artigkeiten ging die viertelstündige Audienz allerdings nicht hinaus. Am Abend des Ankunftstages hatte mir der Bibliothekar einige Bücher gebracht. Am Tag darauf erschien um 07.00 Uhr früh nach dem Morgenessen der Werkmeister und brachte mir einen Plastikkasten voller Lampenfassungen, in die Haltefedern montiert werden müssen. Es ist eine einfache Handarbeit, die auch der Ungeübteste ausführen kann. An der Tür des Wandschranks sind die Arbeitsnormen angeschlagen. Da steht

genau, wieviele Fassungen in der Stunde montiert werden müssen oder wieviele Widerstände zu wickeln sind. Um 09.00 Uhr ist Znünpause, während der geraucht werden darf. Während der Arbeit darf, ausser mit ausdrücklicher Erlaubnis, nicht geraucht werden. Ich habe es aus Nervosität trotzdem getan, ohne dass etwas passiert wäre. Die Mittagspause beginnt um viertel vor zwölf und dauert bis 13.30 Uhr. Arbeitsschluss ist um viertel vor sechs. Dann kommt das Essen, und der lange, einsame Abend beginnt.

Ich glaube, der Mensch entwickelt in solchen Drucksituationen ungeahnte Widerstands- und Überlebenskräfte, wenn er nur geistig wach bleibt und die Kräfte eben dieses Geistes bewusst einsetzt, um sich einigermaßen unbeschadet behaupten zu können. Das Lesen verhalf mir dazu, allzu lange Grübeleien zu unterbrechen. Irgendwie bin ich froh um die Ruhe, die mich hier umgibt; auch wenn sich in mir alles gegen die mir hier aufgezwungene Ordnung und Lebensweise auflehnt, so fühle ich doch, dass ich mit dieser Ordnung irgendwie leben werde, um die Zeit durchstehen zu können. Es ist Sonntag, und das Mittagessen kommt eine Stunde früher als sonst. Einzige Abwechslung: evangelischer oder katholischer Gottesdienst und eine Stunde Spazieren. Der Gottesdienst findet im sogenannten Kultursaal im Hauptgebäude statt. Der evangelische Pfarrer ist ein älterer Herr, der anstelle einer menschlich anwärmenden Predigt ein zwanzigminütiges Referat über einen theologischen Gedanken hält. Das Gebet liest er aus einem Buch vor. Seine Frau begleitet die beiden Lieder zu Beginn und am Schluss auf dem Flügel. Ich kehre ernüchtert in meine Zelle zurück.

## 16. Februar 1970

Die ersten 30 Tage meiner Zeit hier liegt — wie mir scheint — schon unendlich weit hinter mir. Ich hatte dem Direktor einen Hausbrief geschrieben, in welchem ich ihn bat,

mich beim Übertritt von der ersten in die zweite Stufe in die Druckerei oder Bibliothek zu versetzen. Falls dies nicht möglich sei, interessiere mich die Arbeit in der Küche. Im Strafgesetzbuch steht zwar, Gefangene, die zu Zuchthaus verurteilt sind, dürften ihre Strafe nicht mit Gefangenen verbringen, die zu Gefängnis oder Haft verurteilt sind. Aber hier gibt es keine Unterschiede zwischen Zuchthäuslern und anderen Gefangenen. Hier wird jeder Insasse von der Verwaltung nach Lust und Laune eingesetzt. Der Druckereichef wollte mich nicht haben, weil meine Strafzeit gemessen an der notwendigen Einführungszeit nicht lang genug ist. Und für die Bibliothek hatte sich schon vor mir ein anderer Bewerber gemeldet. Also kam ich in die Küche. Eine merkwürdige Gesellschaft. Der Küchenchef, ein Berufskoch Mitte Fünfzig, verwaltet eine grosse und modern eingerichtete Küche mit einer Equipe von 5 Insassen. Die Arbeitszeit beginnt mit Ausnahme vom Sonntag jeden Morgen um 5 Uhr und dauert, von einer Znünpause abgesehen, bis gegen 13.00 Uhr. Dann folgt eine Verschnaufpause bis 16.00 oder 16.30 Uhr. Dienstende ist gegen 19.00 Uhr, sobald die Geschirrberge vom Nachtessen abgewaschen sind und alles aufgeräumt ist.

Die Arbeit in der Küche ist auf Stossbetrieb ausgerichtet und entsprechend anstrengend. Nach dem Frühstücksrummel wird Gemüse gerüstet und in den 5 Kochkesseln zusammen mit Tee, Suppe und was sonst noch gekocht wird, aufgesetzt. Nach der Znünpause wird der Küchenboden gefegt. Dann beginnen die Vorbereitungen für das Mittagessen. Für die Leute, die auf den Zellen essen, werden im Durchschnitt 50 Portionen in Blechgefässe abgefüllt (1 Geschirr mit Suppe, 1 Geschirr für Teigwaren oder Kartoffeln mit Fleischbeilage, an Sonntagen manchmal 3 Geschirre). Zu den meisten Mahlzeiten wird dazu noch grüner Salat abgegeben. Zu den Standardmenüs, die praktisch jede Woche einmal auf dem Essensplan

stehen, gehören: Grüne Bohnen, Salzkartoffeln, 1 Scheibe Speck; Spinat, Salzkartoffeln, 1 Spiegelei; Siedfleisch mit Suppe, Salzkartoffeln und Brei aus Blumenkohl oder Kohlraben; Kartoffelstock mit gehacktem Fleisch; abends gibt es Salatteller mit verschiedenen Salaten und einem harten Ei oder einer halben Cervelat, Rösti mit Salat, Griess- oder Reisbrei mit Zwetschgenkompott, Birmhermüesli, Gschwellige mit Käse und Butter (25 gr) und an Sonntagen immer Café complet. Zum Frühstück abwechselungsweise Kakao oder Kaffee, abends meist Kaffee (Milchkaffee) oder ausnahmsweise Schwarztee mit Milch. Brot gibt es zu jeder Mahlzeit nach Belieben. Mindestens zwei Tage in der Woche sind fleischlos. Da gibt es dann Teigwarenauflauf oder Spaghetti an Tomatensauce und Salat. Fleisch, Milch und Gemüse werden von anstaltseigenen Betrieben geliefert. Die 100 Milchkühe produzieren jährlich knapp eine halbe Million Liter Milch. Davon kommen ca. 35 000 Liter in die Anstaltsküche. Die Butter (Kochbutter) stammt allerdings aus der Migros. Sie ist dort billiger als im anstaltseigenen Betrieb! Das Fleisch kommt aus der eigenen Metzgerei in einer Qualität, die auf dem privaten freien Markt nicht mehr verkauft werden kann. Der Sonntagsbraten wird am Morgen schon um 06.00 Uhr aufgesetzt, damit er um 11.15 Uhr einigermaßen gar ist.

Der Küchenchef, ein Mann aus der Gegend, ist nicht sehr gesprächig. Er fängt manchmal zwar ein Scherzwort auf und reagiert mit trockenem Humor. Er lässt auch manches durchgehen, so lange der Wagen auch nur einigermaßen rollt. Ich beneide ihn nicht um seine Aufgabe. Er ist hier ein Lebenslänglicher, der genau die gleichen Präsenzzeiten hat wie wir und erst noch die Verantwortung für einen reibungslosen täglichen Ablauf tragen muss. Das Budget, das ihm zur Verfügung steht, ist äusserst bescheiden: Fr. 2.80 pro Mann und Tag. Das lässt natürlich keinen grossen Spielraum mehr offen. Gegen die fleisch-



losen Tage und frugalen Abendessen wird von den Insassen in vereinzeltten Fällen Sturm gelaufen. Die körperlich schwer arbeitenden Männer aus den gewerblichen oder landwirtschaftlichen Betrieben werden von einem Auflauf aus Teigwaren oder von einem Salatteller nicht satt.

An Besuchstagen (zweimal im Monat) können wir uns 3 kg frische Früchte bringen lassen. An Ostern,

Weihnachten und am Geburtstag dürfen wir uns ein Paket von 3 kg Inhalt (keine Rauchwaren) schicken lassen. Beim monatlichen Einkauf besteht die Möglichkeit, sich ausser Zigarettten Süssigkeiten aushändigen zu lassen, allerdings in so geringen Mengen, dass man diese Rationen niemals als Ergänzung der Anstaltsernährung betrachten könnte. Als Mitglied der Küchenmannschaft bleibe ich allerdings

von solchen Engpässen verschont. Hier fällt doch immer wieder etwas ab. Ausserdem ist der Appetit lange nicht so gross, wenn man den ganzen Tag lang die Kochgerüche in der Nase hat und zusehen muss, wie gekocht wird. Gehacktes und Geschnetztes verlieren viel von ihrem Reiz, wenn man weiss, aus was es zusammengesetzt ist.

Wenn man sich einmal damit abgefunden hat, seine Strafe hier verbüssen zu müssen, wenn einem der ganze Betrieb nicht mehr so fremd und ungewohnt erscheint und wenn man innerlich wieder so ruhig geworden ist, dass man einigermaßen klar denken kann, bricht plötzlich eines Tages übermächtig der Drang aus, der Enge der Zelle, in der man so viele Stunden verbringen muss, zu entfliehen. Am Anfang versucht man, den Koller dadurch loszuwerden, dass man in der Zelle auf und ab geht, um etwas Bewegung zu bekommen. Später genügen einem diese vier Schritte vor- und rückwärts nicht mehr. Dann kommt man ganz automatisch auf die Idee, die Zelle unter irgend einem Vorwand zu verlassen. Solche Vorwände gibt es genug. Man drückt auf den Signalknopf neben der Türe, der die Klingel im Hotelzimmer ersetzt, ruft dadurch den Aufseher herbei und gibt seinen Wunsch bekannt. Der Aufseher kennt die Situation und weiss um die Tricks, lässt aber meist fünf grade sein, wenn der Vorwand einigermaßen plausibel erscheint. Auch nützt man die Möglichkeiten aus, die einem geboten werden, um die Abende ausserhalb der Zelle verbringen zu können. Es gibt Gruppengespräche mit den beiden Seelsorgern, mit den Fürsorgern und mit dem Direktor (über Erziehungsfragen), man kann einmal wöchentlich beim Männerchor mitmachen oder man geht zweimal wöchentlich in die gut ausgestattete Freizeitwerkstatt, es besteht (für ältere Insassen) einmal in der Woche die Möglichkeit zu jassen, Musikliebhaber, die ein Instrument spielen, können sich zwei- oder sogar noch mehrmals in der Woche





im Hausorchester betätigen, im Winter gibt es ausserdem alle möglichen Kurse (Sprachen, Recht, Zeichnen, Maschinenschreiben, Fernkurse), so dass man einige Abende in der Woche ausserhalb der Zelle verbringen kann.

Ich versuche, mit der Aussenwelt einen möglichst intensiven Kontakt aufrechtzuerhalten, um hier nicht der totalen Isolierung zum Opfer zu fallen und ich fühle, wie es zunehmend schwieriger wird, das innere Gleichgewicht zu behalten und dennoch die Beziehung zur Aussenwelt lebendig und frisch zu erhalten. Zum Glück sind meine Leute vernünftig und verständnisvoll und erleichtern mir diese schriftlichen Kontakte durch rasche Antworten und durch Eingehen auf meine psychische Verfassung. Und trotzdem spüre ich, wie eine wachsende Lähmung meiner Widerstandskraft einsetzt und wie eine schwere Depression nach mir greift. Der Freiheitsentzug ist allein schon eine Strafe, die schwer zu ertragen ist. Sie wird aber noch sehr belastet durch die mir hier aufgezwungenen Lebensformen, durch den Umgang mit allen möglichen Insassen, deren Sprache ich zwar verstehe, in der ich mich aber nicht ausdrücken kann und will, durch starre Normen der Verwaltung, die stur gehandhabt werden, durch die mir aufgezwungene Arbeit, die ich oft als sinnlos empfinde. Es ist eine Depression, die mir in schwachen Stunden die Tränen in die Augen treibt, wenn ich die Briefe meiner Mutter lese oder wenn ich an ein entsprechendes Buch gerate. Und die Unmöglichkeit, diese schleichende Depression irgendwie abzureagieren, sie an irgend jemanden loszuwerden, ist es, die mich so manche Nacht ruhe- und mutlos werden lässt.

### 19. März 1970

Jetzt, wo ich wieder ruhiger geworden bin, kann ich endlich über die vergangenen Wochen schreiben. Sie haben mir das bisher einschneidendste Erlebnis meiner Strafzeit gebracht.

Ich muss vorausschicken, dass die

ausgehende Post eines Insassen genau so zensuriert wird, wie die eingehende. Erst wenn man den ersten Urlaub hinter sich hat (für Verheiratete nach 4, für Ledige nach 6 Monaten), beschränkt sich die Anstaltsleitung auf «Stichproben».

Diesem Verbot zuwider hatte ich meiner Mutter einen Brief geschrieben. Darin erwähnte ich, dieser Brief erreiche sie «mit Geheimkurier». Unter Geheimkurier war zu verstehen, dass irgend ein Insasse, der auf Urlaub fuhr, den Brief mitgenommen und unterwegs aufgegeben hätte. Die Post geht hier wöchentlich nur einmal ab und wird in jedem Pavillon in einem Briefkasten gesammelt. Nun hatte ich diesen Brief an meine Mutter zusammen mit andern Briefen, die die Zensur passieren sollten, in den Briefkasten gesteckt und bemerkte dies erst später, als ich ihn meinem «Geheimkurier» übergeben wollte. Jetzt war guter Rat teuer. Erst überlegte ich, ob ich den Briefkasten aufbrechen sollte. Dann aber verwarf ich diese Idee wieder und bedachte, dass ich wohl keine allzu strenge Strafe zu erwarten hätte, wenn er gefunden würde, denn er enthielt überhaupt nichts, was die Zensoren (der Fürsorger und der Direktor) nicht hätten lesen oder wissen dürfen. Trotzdem war es ein Verstoss gegen die Hausordnung.

Es kam, wie es kommen musste. Als an jenem Morgen die Post geholt wurde, dauerte es keine halbe Stunde, bis der Vize-Oberaufseher mit ernstem Gesicht bei mir erschien und erklärte, er habe Anweisung vom Direktor, mich «sofort, auf der Stelle» in die Gitterzelle zu bringen. Im Pavillon I gibt es 5 Zellen, deren Fenster vergittert sind. Sie sind für Missetäter reserviert, die die Hausordnung in irgend einer Weise verletzt haben. Meist stehen sie leer. Ist aber einmal eine besetzt, so dauert es nie lange, bis auch andere besetzt werden. Es ist, als breite sich eine ansteckende Krankheit aus. Ich kam also auf der Stelle in Gitterzelle Nr. 5. Sie war so leer, wie eine Zelle nur

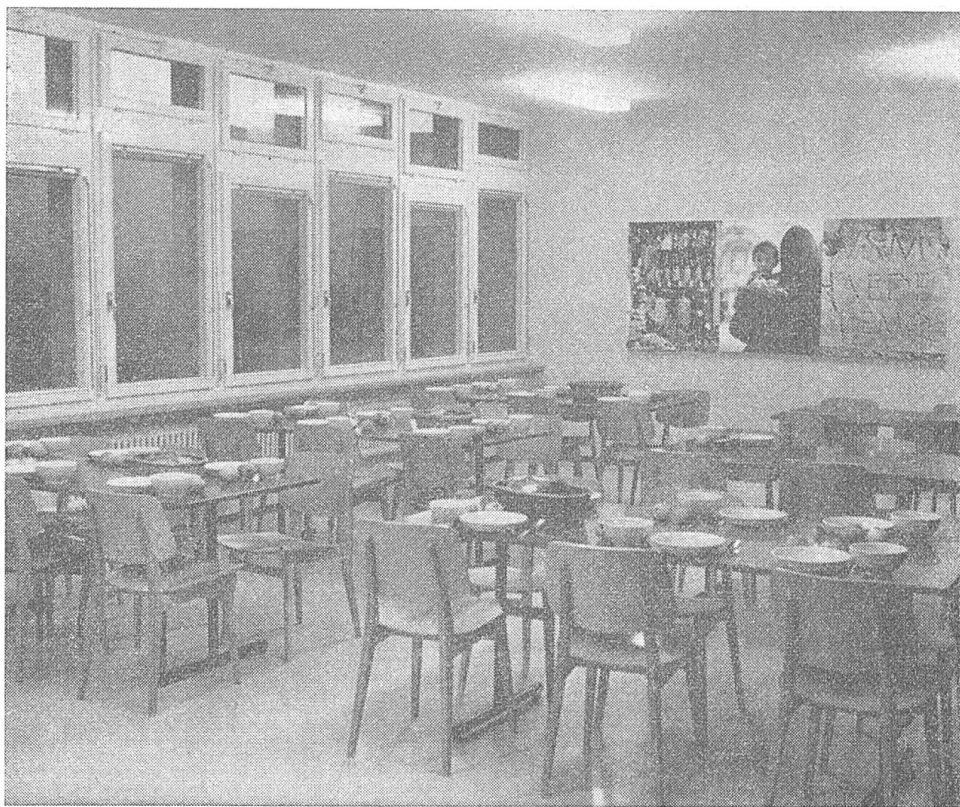
sein kann. Insassen dieser Zelle sind sämtlicher Vergünstigungen beraubt: keine Lektüre, keine Musik, nichts zu rauchen, nichts zu schreiben, nur noch Essen, Schlafen und Arbeiten. Also ein Rückschlag in die Anfangszeiten meines Aufenthaltes hier, allerdings mit dem Unterschied, dass ich von den Aufsehern jetzt behandelt wurde, als sei ich ein Aussätziger. Sie passeten auf, dass mir niemand beim Essenausgeben Zigaretten zusteckte, dass ich mit niemandem sprechen konnte und dass ich keinen Schritt mehr ohne Bewachung tun konnte. Diese Zurücksetzung wirkte sich auch bei den andern Insassen aus. Die einen fanden es toll, dass man einen Mann meines Alters beim Briefschmuggel erwischt hatte, andere liessen sich einiges einfallen, um mir wenigstens ein paar Zigaretten zukommen zu lassen. Birchermüesli eignet sich beispielsweise für diesen Zweck, wenn man die Zigaretten gut in Silberpapier verpackt und auf den Grund des Blechnapfs legt. Streichhölzer lassen sich in einem Brotanschnitt unterbringen und Lesestoff kann man im Garderobekasten hinterlegen, von wo aus man ihn nach dem Duschen unter das Hemd stecken kann. Man kann sich also auch in dieser Situation helfen. Aber lästig ist es trotzdem, ganz besonders auch deshalb, weil eine solche Strafmassnahme eine Strafverfügung nach sich zieht, die in die Akten wandert und bei der Behandlung des Drittelsgesuches dann eine negative Rolle spielen kann.

Nun, ich verbrachte eine Woche in der Gitterzelle in klösterlicher Ruhe und Abgeschiedenheit, die nur durch den Besuch der beiden Seelsorger unterbrochen wurde. Der katholische Geistliche brachte mir Bücher von Teilhard de Chardin zum sehr willkommenen Studium und ein Münsterchen mit 3 Zigaretten, die mir ganz besonders gut schmeckten. Merkwürdig, wie sich die totale Abstinenz von Nikotin auswirkte. Mir wurde nach der ersten Zigarette schwindlig. Rauchwaren können legal nur beim

Oberaufseher auf Grund des Punkteguthabens bezogen werden. Das ergibt sehr unterschiedliche Zuteilungen. Während des ersten Monats verdient man überhaupt nichts. Statt dessen bekommt man alle 5 Tage entweder ein Päckchen Zigaretten oder eine Tafel Schokolade. Wer in der Glimmlampenfabrikation mehr als die festgesetzten Normen arbeitet, bekommt vom Werkmeister täglich einige Zigaretten zusätzlich zugesteckt. Wer die Normen aus irgend einem Grunde nicht erreicht, wird nicht bestraft, muss sich aber mit der normalen Zigarettenzuteilung begnügen.

Nach dem ersten Monat wird die Arbeitsleistung nach einem Punktsystem bewertet, dessen Zweckmässigkeit ich nicht einsehen kann. Die Bewertung erfolgt nach den Kriterien: Arbeitswille, Arbeitsleistung, persönliches Verhalten und Verhalten in der Gemeinschaft. Mich stört schon die Bezeichnung «Verhalten in der Gemeinschaft», denn von einer Gemeinschaft im wahren Sinne des Wortes kann hier gar nicht die Rede sein. Die zufällige Ansammlung von Strafgefangenen kann niemals einer freiwilligen Gemeinschaft gleichgestellt werden. Niemand kann mich dazu zwingen, mich einer solchen Zwangsgemeinschaft anzupassen oder unterzuordnen. Mein Verhalten in einer solchen Gesellschaft nach Punkten bewerten zu wollen, ist absurd. Aber wer auf genügend Punkte und damit auf eine einigermaßen vertretbare Zigarettenration kommen will, muss zusehen, dass er bei allen 4 Kriterien gut abschneidet. So kann er im Laufe von Monaten auf Rationen bis zu zwei oder im idealen Höchstfall sogar drei Stangen Zigaretten kommen. Die meisten müssen sich allerdings mit einem halben Päckchen im Tag begnügen.

Einerseits mag es begrüssenswert sein, wenn das Rauchen auf diese Weise eingeschränkt wird. Gesünder ist es auf jeden Fall. Andererseits werden die Nerven jedes einigermaßen sensiblen Menschen in der Strafanstalt ständig so strapaziert, dass er



im letzten Vergnügen, das ihm geblieben ist, nämlich dem Rauchen, einen notwendigen Ersatz für so vieles andere sieht. Wer also offiziell zu wenig zu rauchen bekommt, verfällt zwangsläufig auf die Idee, seine Zuteilung inoffiziell zu verbessern. Das geschieht dadurch, dass er sich von Besuchern Geld mitbringen lässt, das er Insassen gibt, die auswärts arbeiten oder die an Arbeitsplätzen eingesetzt sind, zu denen Aussenstehende (Lastwagenchauffeure usw.) Zutritt haben. An Besuchswochenenden werden verbotenerweise Unmassen von Zigaretten in die Anstalt geschleust und gehortet. Die Kontrolle der von den Besuchern mitgebrachten Tragtaschen mit Früchten ist large, im Gegensatz zur Kontrolle derjenigen, die von einem Urlaub zurückkehren. Man stellt sich hier auf den Standpunkt «Vertrauen gegen Vertrauen» und toleriert vieles, um andererseits ertrappte Missetäter um so drastischer zu bestrafen. Trotzdem bin ich überzeugt, dass die Anstaltsleitung sich und allen Insassen viel Ärger und Nervenverschleiss ersparen könnte, wenn die ganze Zigarettengeschichte nicht so kleinlich behandelt würde. In den Strafurteilen der Insassen steht nichts davon, dass sie zu Nikotinentzug verurteilt wurden. Übrigens: die Gitterzellenepisode löste sich wider Erwarten in Minne auf. Nach zwei Wochen wurde eine Vollversammlung der Insassen zur Wahl eines neuen Insassenratspräsidenten einberufen.

Sie gipfelte auf Vorschlag eines Insassen in einer durch den Direktor zu erlassenden Amnestie, die die sofortige Aufhebung der Strafe für alle Missetäter zur Folge hatte. Die Küche bekam mich am nächsten Tag wieder. Es war das erste Mal, dass ich gerne zum Abwaschen antrat.

## 12. Mai 1970

Heute war wieder einmal Exkursions- tag. Der Gewerbeverein von X war mit 2 Autocars erschienen und hatte eine bunt zusammengewürfelte Schar von Besuchern und Besucherinnen auf den Appellplatz geworfen. Mir dreht es jedes Mal den Magen um, wenn ich diese sensationslüsternen Gesichter sehe, die mit wohligh schaurigen Erwartungen dem Kultursaal zustreben, um sich dort vor dem wohlverdienten Zvieri eine Informationsansprache des Direktors zu Gemüte zu führen. Exkursionsgruppen werden immer auch durch die Küche geführt, damit sie sich überzeugen können, wie sauber und modern alles ist und wie gut hier für das leibliche Wohl der Gefangenen gesorgt wird. Ich habe mir die Gesichter von Frauen aus der Nähe angesehen, die sich erklären liessen, wie das funktioniert und was es zu essen gibt. Man konnte es diesen Gesichtern ablesen, wie ihnen die Frage auf der Zunge brannte, was dieser oder jener Mann der Küchenmannschaft wohl verbrochen hatte, um hier gelandet zu sein. Ich habe

auch zugesehen, wie Zellen besichtigt wurden. Die Besucher finden das alles herrlich und wunderbar, praktisch und modern und «wüürkli vorbildlich». Aber wie es im Innern eines jeden Einzelnen aussieht, den sie in Sträflingstracht bei der Arbeit sehen, und was er sich denkt, wenn er wie im Zoo bei der Fütterung der Raubtiere als seltenes Exemplar seiner Gattung vorgestellt wird, darüber machen sich bestimmt nicht viele Besucher Gedanken, sonst kämen sie wohl gar nicht erst her. Ich habe bei solchen Exkursionen immer den Eindruck, es komme den Leuten in erster Linie auf den Nervenkitzel, nicht auf ein echtes, wahres (und notwendiges) Interesse an. Natürlich besteht ein himmelweiter Unterschied zwischen den Verhältnissen in einer Anstalt wie Regensdorf, Thorberg oder Witzwil und dem Anblick, den das Saxerriet bietet. Und dennoch lässt auch die modernste Strafanstalt der Schweiz, wie das Saxerriet immer wieder gepriesen wird, noch viele

Wünsche offen. Wenn immer Kritik angebracht wird, bringt die Anstaltsleitung den Einwand, man müsse mit dem bisher Erreichten doch schon sehr zufrieden sein, Rom sei auch nicht an einem Tag erbaut worden und viele Dinge brauchten eben Zeit, bis sie auf dem komplizierten Amtsweg verwirklicht werden könnten. Dann habe ich auch das Argument gehört, eine Strafanstalt müsse unrentabel sein, dürfe also keinen Gewinn abwerfen, weil das in den Augen der Öffentlichkeit unerwünscht sei. Das Volk wolle gar nicht, dass es die Gefangenen so gut hätten. Ich glaube aber, das Volk wäre sehr wohl damit einverstanden, wenn man es über die wesentlichen Dinge besser aufklären würde.

Zweck des Strafvollzuges soll es nach dem Schweizerischen Strafgesetzbuch sein, den Übeltäter in dem Sinne «nachzuerziehen» oder zu bessern, dass er keine Straftat mehr begehe. Ausserdem soll während der Strafverbüßung seine Rückkehr in die Freiheit vorbereitet werden. Davon habe ich während meines bisherigen Aufenthaltes noch nichts gesehen. Indem man einen Berufschaffeur, der wegen Alkohol am Steuer und Verkehrsunfall hier einige Monate absitzt, zur Arbeit im Stall zwingt, ihm dafür nur ein Taschengeld bezahlt und ihn im übrigen mit seinen Sorgen und Problemen buchstäblich sitzen lässt, erfüllt man keines der Anliegen des Strafgesetzbuches. Und indem man einen betrügerischen Buchhalter dazu zwingt, Holzrahmen für Stoffballen zusammenzukleben, hält man ihn nach seiner Rückkehr in das zivile Leben nicht von weiteren Betrügereien ab. Man macht ihn höchstens böse auf eine Gesellschaftsordnung, die ihn auf so idiotische Weise bestraft. Die einzige Wirkung besteht darin, dass er das nächste Mal besser aufpassen wird. Dasselbe lässt sich von notorischen Zuhältern und Sexualverbrechern sagen, die ihre eigenen Kinder missbraucht oder andere verdorben haben. Vielleicht liegt das Versagen dieses sogenannten moder-

nen Strafvollzuges darin, dass einerseits im Saxerriet noch die Verhältnisse der ehemaligen Barackenstrafkolonie, deren Aufseher heute noch aktiv sind, herumgeistern, und dass andererseits die Befangenheit vor den herkömmlichen, heute mittelalterlich wirkenden Methoden die Einsicht verunmöglicht, dass moderner Strafvollzug unter modernen, der heutigen Wirklichkeit angepassten Formen zu geschehen hat. So lange der Rache-gedanke aus dem modernen Konzept des Strafvollzuges nicht verbannt wird und so lange man noch darüber beraten und diskutieren muss, ob bei sommerlicher Hitze die Zellenfenster geöffnet werden dürfen oder nicht, so lange kann es gar keinen modernen Strafvollzug geben. Es ist einfach absurd, das Vorhandensein von fließendem Wasser und einer Toilette mit Wasserspülung in einer Zelle als modern und fortschrittlich bezeichnen zu wollen.

**18. Juni 1970**

Die Zeit scheint jetzt stillzustehen. Rückblickend habe ich das Gefühl, die Monate seien schnell vergangen, vorwärtsschauend bleibt der Eindruck bestehen, die Zeit wolle einfach nicht rücken. Dabei wird es Zeit für mein Drittelsgesuch, eines der wichtigsten Ereignisse im Strafvollzug. Wer zwei Drittel seiner Strafe verbüßt hat, dem kann bei guter Führung der Rest erlassen werden. So steht es im Strafgesetzbuch. Aber es steht nichts davon, was für eine teuflische Einrichtung dieser Drittelserlass ist. Er wird kantonal gehandhabt, und das bedeutet, dass die Praxis von Kanton zu Kanton verschieden ist. Kantone wie der Thurgau entsprechen solchen Gesuchen in der Regel schnell und meist positiv. Heikler ist es im Kanton Zürich, wo die Gesuche bei der Aufsichtskommission zirkulieren und oft monatelang liegenblieben. Es gab Fälle, wo Gesuchsteller erst am Tag vor der Entlassung den endgültigen Bescheid erhielten. Sie hatten also keine Gelegenheit, sich rechtzeitig um

## Liebe auf den dritten Blick



An  
Guinness Stout,  
das weltberühmte Bier  
aus Irland,  
muss man sich gewöhnen.  
Dann liebt man es.  
Und diese Liebe wird lange halten!  
Guinness  
is good for you

**HORAT**

Schweizerischer Generalvertreter:  
Paul Horat AG 8023 Zürich Tel. 051 / 42 85 62



Unterkunft und Arbeit zu kümmern, sondern wurden buchstäblich mit einem Taschengeld auf die Strasse gestellt. Ich gebe mein Gesuch also gute zwei Monate vor der möglichen bedingten Entlassung ab und gerate jetzt in die Nervenmühle der Wartefrist. Was das bedeutet, kann nur er-messen, wer es selber miterlebt hat. Für die Anstalt ist dieses System ein Druckmittel, mit welchem man den betreffenden Insassen bei der Stange halten kann. Jeder weiss, dass er auf den Führungsbericht der Anstalt angewiesen ist, wenn er entlassen werden will. Die Anstalt hat es in der Hand, im Führungsbericht die Entlassung zu empfehlen oder davon abzuraten. Ich habe den Direktor und den Fürsorger gefragt, ob der Zwischenfall mit der Gitterzelle die Chance meiner bedingten Entlassung beeinträchtigen werde. Während der Direktor mich beruhigte, äusserte der Fürsorger Zweifel, «weil die Sache im Führungsbericht erwähnt werden müsse». Ich überlegte, ob und wie man den weiteren Verlauf vielleicht auf irgend eine Art und Weise beeinflussen könne. Aber ich bekam immer die gleiche Antwort: der Entscheid liege bei der Justizdirektion des Kantons Zürich und da müsse man halt warten. Warten, warten, warten. Wochenlang, monatelang.

Plötzlich stellt man fest, wie sehr dieses eine Thema — kann ich auf den Drittel nachhause gehen? — alles beherrscht. Jedes Gespräch, jeden Gedanken, jede Überlegung. Hausinterne Streitereien treten zurück, diese oder jene Antipathie verblasst, und plötzlich spürt man, wie das Herz schneller pocht, wenn der Fürsorger mit einem Papier in der Hand erscheint oder der Direktor einen kommen lässt. Hat er den ersehnten Bescheid endlich in der Hand? Oder ist etwa das Gesuch abgelehnt worden? Eines Morgens meldet sich ein Mann krank. Er hält die Nervenbelastung nicht aus und legt sich mit einer Beruhigungspille ins Bett. Man stellt die irrsinnigsten Spekulationen an, und man kommt sich letzten En-

des doch wie die Spinne im Netz vor. Man ist hier gefangen, eingesperrt und — wie es scheint — der Willkür einer unsichtbaren und doch allgegenwärtigen Obrigkeit rettungslos ausgeliefert. Und im Hintergrund steht immer die Sorge um die Zukunft. Wie soll man planen und disponieren können, eine neue Wohnung suchen, einen neuen Arbeitsplatz finden, so lange man keine verbindlichen Termine festlegen kann? Wie soll man solche Probleme bewältigen können, wenn der Entscheid erst wenige Tage vor der Entlassung eintrifft? Es ist ein teuflisches, sinnlos nervenaufreibendes System, das abgeschafft werden müsste. Wenn einer der Herren von der Justizdirektion, wo die Dossiers wochenlang liegenbleiben, auch nur einen Gedanken daran verschwenden würde, wie es den Betroffenen zumute ist und was für Probleme das für sie mit sich bringt, bin ich überzeugt, dass er sich zum Wortführer für eine drastische Remedur machen würde. Zwei Monate Wartefrist seien die Regel, sagte mir der Fürsorger. Ich muss mich also auf eine gewaltige Nervenbelastung gefasst machen. Dabei habe ich im Moment gerade genug Schwierigkeiten mit mir selber. Ich habe den Punkt erreicht, wo ich eine gewisse Distanz zu all den Problemen, die mich draussen erwarten, gewonnen habe. Irgendwie ist die Aussenwelt für mich jetzt nicht mehr ganz real vorhanden. Ich weiss zwar noch ganz konkret und klar, dass sie da ist, und ich schreibe nach wie vor so viele Briefe wie nur möglich. Aber ich fühle mich nicht mehr direkt mit «draussen» verbunden. Der Draht hat sich irgendwie abgekühlt. Ich habe mich in eine Art Schneckenhaus zurückgezogen. Nicht, dass ich deswegen nun die Scheinwelt, in der ich hier lebe, akzeptiert hätte. Sie geht mir nach wie vor sehr unangenehm unter die Haut. Aber dadurch, dass ich mich mehr und mehr in mich selber zurückziehe, gewinne ich auch zu der störenden Umwelt etwas mehr Abstand und mache sie dadurch er-

träglicher. Ich bin mir bewusst, dass das ein gefährlicher Zustand ist, und deshalb suche ich mit jedem klaren Rest meines Verstandes nach Auswegmöglichkeiten. Ich beschäftige mich zwangsweise mit dem, was ich draussen zu erwarten habe. Aber solche Gedanken führen nie sehr weit, weil ich ohne den Drittelsentscheid gar nicht verbindlich disponieren und planen kann.

Die Gedanken drehen sich im Kreis und kommen immer zum selben Ausgangspunkt zurück. Das führt zu grotesken Nebenerscheinungen. Ich war früher nur selten krank. Jetzt aber entdecke ich plötzlich alle möglichen Krankheiten an mir. Ich habe das Gefühl, Herzbeschwerden zu haben und gehe zum Arzt, um ein EKG machen zu lassen. Er lehnt die Bitte rundweg ab. Statt dessen gibt er mir Valium-Tabletten, damit ich schlafen kann. Dann tauchen Bauchbeschwerden auf. Vielleicht ist es der Blinddarm. Nein, keine Blinddarmreizung. Schmerzen auf der Brust. Sie verschwinden nach einigen Tagen. Ausschlag am Kinn. Er verschorft nach einigen Tagen. Zu wenig zu rauchen. Ich bettle mich durch bis zur nächsten Zuteilung. Bücher lese ich nur noch quer. Das Ende, einige Seiten in der Mitte und den Anfang. Und immer wieder von allen Seiten die Frage: hast du Bescheid?

Eines Morgens ist wieder der Direktor beim Appell zugegen. Alle müssen antreten. Wenn der Direktor zum Morgenappell kommt, ist immer etwas faul. Und schon gibt er bekannt: in der Nacht ist wieder einer ausgerissen. Der siebente, seit ich hier bin. Die Fahndung wird sofort ausgelöst. Uns wird einmal mehr gesagt, es habe doch keinen Sinn, zu türmen. Die meisten würden wieder gefasst, und was das bedeute, wüssten wir doch alle. Wir wissen es wirklich. Mindestens 8 Tage Bunker, das heisst ein Aufenthalt in einem Schlag im Souterrain von 2 x 3 m mit hartem Lager (zwei Wolldecken auf einer Holzpritsche). Einzige Ausrüstungsgegenstände des Verlieses: ein Pla-

stikkruß für Wasser und ein Plastiknachttopf. Durch ein winziges Fenster mit dicken Glasscheiben sickert etwas Helligkeit. Nichts zu lesen, nichts zu rauchen. Seit ein Bunkerinsasse einen Aufseher angefallen hat, bringen die Aufseher das Essen zu zweit. Und nach dem Aufenthalt im Bunker kommt unweigerlich die strafweise Versetzung nach der gefürchteten Strafanstalt Regensdorf. Ich habe Insassen gesehen, die einen Bunkeraufenthalt kalt lächelnd und ohne das geringste Anzeichen von Müdigkeit oder Schwäche überstanden haben. Andere sind zusammengeklappt und mussten schon nach einem Tag befreit werden. Das bedeutet dann Gitterzelle für mindestens 3 Wochen und — falls sie ausnahmsweise nicht nach Regensdorf versetzt werden — Rückversetzung in die erste Stufe. Es lohnt sich wirklich nicht, das zu riskieren. Aber wer bedenkt das, wenn er in jener Sackgasse von ausweglosen Überlegungen landet? Kann man den Menschen in einer solchen Lage für seine instinktiven Abwehrreaktionen verantwortlich machen?

## 25. Juli 1970

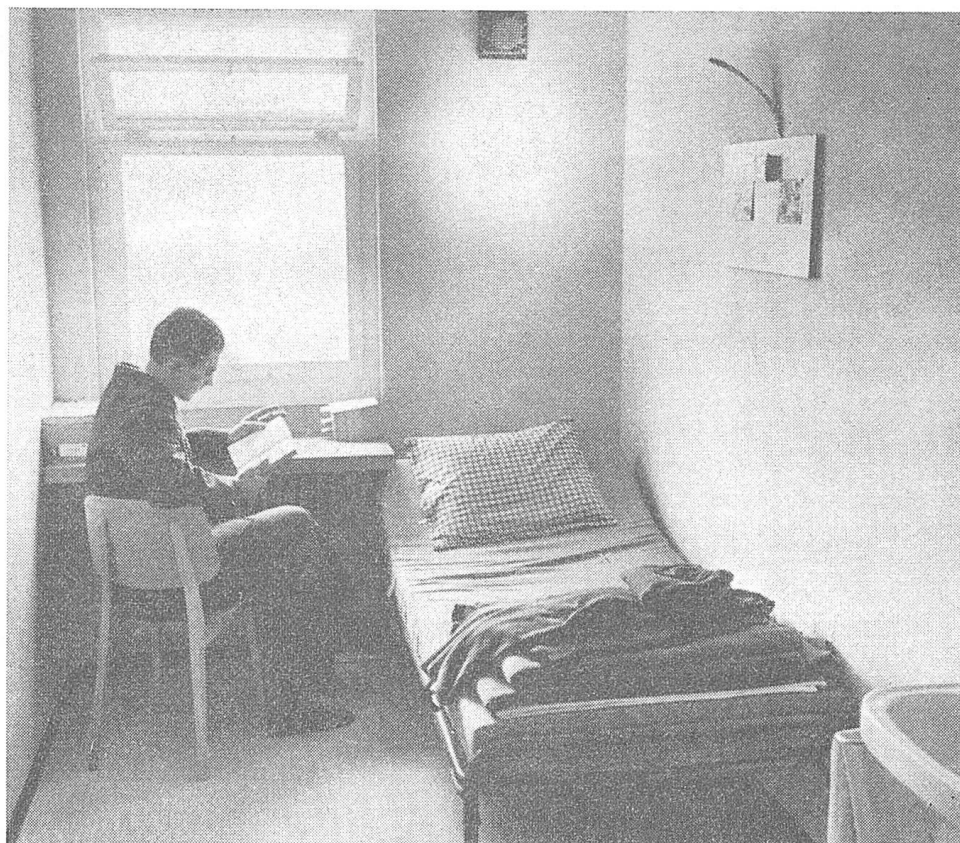
Die Nervenmühle ist bald zu Ende. Auch der Vertreter der Schutzaufsicht Zürich, ein Mann, der sich sehr für die Interessen der Gefangenen einsetzt, ist der Meinung, der Drittel müsse mir anhand der Akten und des Führungsberichtes erlassen werden. Aber schriftlich habe ich noch immer nichts. Immerhin, ich fühle mich etwas ruhiger. Den Drang, mich irgendwo bei irgendwem aussprechen zu können, überwinde ich allerdings nur langsam. Unter den Insassen gibt es keinen, mit dem ich ein wirklich ergiebiges Gespräch führen könnte. Jeder ist mit sich selber beschäftigt, jeder ist bestrebt, nach aussen eine Maske der Gleichgültigkeit und der Konformität zur Schau zu tragen. Ich habe schon daran gedacht, um eine Unterredung mit dem Psychiater nachzusuchen, der seit Mai jeden Monat

einmal kommt. Er scheint sich allerdings nur mit «akuten» Fällen, wo Selbstmordgefahr oder sonstiges menschliches Versagen auf dem Spiel steht, zu beschäftigen. Meine Gespräche mit den beiden Seelsorgern sind nicht über konventionelle Unverbindlichkeiten hinausgegangen. Ich habe bei beiden jene innere Anteilnahme vermisst, die allein ein Gespräch in jene Richtung hätte lenken können, die mir ein grosses Anliegen war. Und sonst gibt es hier niemanden, mit dem man seine Sorgen und Probleme über finanzielle oder juristische Aspekte hinaus besprechen könnte. Die Fürsorger nehmen zwar bis zu einem gewissen Grade am persönlichen Geschick Anteil. Aber dieser Anteil beschränkt sich auf die sachliche Fragestellung. Die seelische, psychische und auch moralische Seite interessiert sie nicht. Dabei könnte für sie die Motivforschung von entscheidender Bedeutung sein, wenn sie einen Menschen beurteilen wollen. Von der Art, wie sie später für das Drittelsgesuch und die Entlassung den Führungsbericht formulieren, hängt so unendlich vieles ab. Der Rückfälligkeit kann doch nur gesteuert werden, wenn man die Motive kennt, die einen Rechtsbrecher zu seiner Tat getrieben haben. Das erfordert natürlich sehr viel Zeit. Mehr Zeit, als zwei Fürsorger für über 100 Insassen erübrigen können. Aber mir will es nicht in den Kopf, warum es in einem Betrieb mit Millionenumsätzen, wie hier, nicht möglich sein sollte, den Lohn für ein oder zwei solcher spezialisierter Mitarbeiter auch noch im Budget unterzubringen.

Bei solchen Überlegungen stosse ich mich immer wieder daran, wie bei Exkursionen grösster Wert darauf gelegt wird, nach aussen den Eindruck einer blitzsauberen, reibungslos funktionierenden Strafanstalt mit modernem Gesicht zu erwecken. Man zeigt alles — bis auf das wahre Gesicht auch dieser Anstalt, die zwar den Insassen rein äusserlich ein Maximum an Komfort, Unterhaltungsmöglichkei-

ten, Sport usw. bietet, sich jedoch keinen Deut um ihre seelische Verfassung kümmert. Weil jeder Nichtkonformist, der diesen äusseren Eindruck auch nur im geringsten stört, unerwünscht ist, zieht man es vor, ihn nach Regensdorf abzuschieben, statt sich mit ihm und seinen Problemen näher zu befassen. Wenn ich so manchmal die Besuchergruppen an mir vorbeiziehen sah, hatte ich oft das Bedürfnis, den einen oder andern beiseitezuziehen, um ihm zu sagen, was hier wirklich los ist und was uns alle hier wirklich beschäftigt. Aber ich konnte es so wenig wie alle anderen tun. Denn wer riskiert es schon, solcher Bemerkungen wegen bei der Direktion in Ungnade zu fallen und sich dadurch den Drittelserlass zu verschmerzen? Deshalb finde ich auch alle jene Besuche von Behördenvertretern und Presseleuten so fragwürdig. Sie lassen sich bei Kaffee und Kuchen vom Direktor ein Bild entwerfen, das zwangsläufig zerstört würde, wenn die Insassen ebenfalls befragt würden und bei solchen Gelegenheiten die Wahrheit sagen könnten. Dabei hat die Öffentlichkeit doch ein Recht darauf, die Wahrheit zu erfahren, denn sie ist es ja, die nachher urteilt. Und sie würde die Insassen sicherlich weniger beneiden, wenn sie genau Bescheid wüsste.

Zum Thema Aufklärung der Öffentlichkeit gehört eigentlich auch das Verdienstproblem. Vor wenigen Tagen habe ich den Direktor gefragt, was ich eigentlich für die 7 Monate harter Arbeit bei der Entlassung ausbezahlt bekomme. Er antwortete: Nichts. Ich habe im Monat also durchschnittlich Fr. 19.70 verdient, wovon ich die Hälfte für Zigaretten ausgeben konnte. Die andere Hälfte wurde monatlich meinem Konto gutgeschrieben. Nun wurden meinem Konto aber auch meine Spesen für Briefmarken und Telefonate belastet, so dass buchstäblich nichts übrigbleibt. Hätte ich statt in der Küche in einem gewerblichen Betrieb, wie etwa der Schlosserei oder Plastikverarbeitung gearbeitet, so hätte ich bei Akkordarbei-



ten mehr verdienen können. Leute, die in diesen Betrieben eingesetzt werden, erreichen Monatsverdienste zwischen Fr. 100.— und 200.—. Weil die Küche aber in der Betriebsabrechnung als «nichtproduktiv» eingestuft ist, bekommt die Küchenmannschaft nur den Verdienst nach der berücksichtigten Pekuliumsliste, wo einem erst bei 100 Punkten ein Verdienst bzw. Betrag von Fr. 70.— im Monat gutgeschrieben wird. Und 100 Punkte erreicht ein Insasse in der Regel bei längeren Strafen erst im letzten Monat. Es gibt natürlich noch die Möglichkeit des extern Arbeitens. Dafür bedarf es aber einer Strafe von mehr als 30 Monaten. Und extern arbeiten kann nur, wer vertrauenswürdig ist und nur in den letzten 6 Monaten der Strafverbüßung. Den Lohn kassiert die Anstalt. Er wird nur für die letzten beiden Monate ganz dem Insassen (nach Abzug seiner Pensionskosten) gutgeschrieben. Wer also nicht 30 Monate zu verbüßen hat, muss froh sein, bei der Entlassung ein Handgeld von einigen hundert Franken in die Hand gedrückt zu bekommen. Damit kann er sich dann ein Zimmer oder eine Wohnung, eine neue Stelle und eine Pension suchen, wo er leben und arbeiten kann, bis er wieder verdient. An seine Verpflichtungen und alten Schulden kann er während der Strafverbüßung also nichts zahlen und seiner Familie auch keine Unterstützung zukom-

men lassen. Ich frage mich, wie sich eine solche Regelung mit den Ansprüchen des so vielgepriesenen modernen Strafvollzugs vereinbaren lässt. Bedürftige und gänzlich Ausgewerkte können sich von der Armenkasse einen Zuschuss und von der Schutzaufsicht ein kleines unverzinsliches Darlehen für die ärgste Not in der ersten Zeit nach der Entlassung geben lassen, aber das ist ein Notgroschen, der in keinem Verhältnis zu der geleisteten Zwangsarbeit steht.

## 9. August 1970

Ein grosses Problem, das in der Anstalt gänzlich totgeschwiegen und negiert wird, ist dasjenige der Sexualität. Rund 80 Prozent der Insassen gehören Vertretern der Alterskategorien zwischen 20 und 30 Jahren an. Fast die Hälfte davon ist verheiratet. Jeden Monat sind zwei Wochenende für Besuche reserviert. Sie dienen kaum dazu, die aufgestaute Sexualität zu befriedigen. Einziges Ventil sind die Urlaube, auf die der Verheiratete 4, der Ledige 6 Monate warten muss. Fälle von Homosexualität habe ich nicht feststellen können. Auf einem Nährboden für Gerüchte aller Art, wie dies eine Strafanstalt ist, gedeihen natürlich auch auf diesem Gebiet alle möglichen Mutmassungen, Verdächtigungen und Behauptungen, aber von da bis zum Beweis ist oft noch

ein langer Weg. Das sexuelle Stimulans beschränkt sich auf Bücher und Zeitschriften aller Art, wie man sie heute an jedem Kiosk kaufen kann und die bei jeder möglichen Gelegenheit in die Anstalt geschmuggelt werden, wo die Liebhaber sie untereinander austauschen. Sex ist nebst der Drittelsgeschichte Gesprächsstoff Nr. 1 und verdrängt immer wieder Auseinandersetzungen über andere Themen. Da Sex in einer solchen Umgebung durch nichts anderes ersetzt werden kann, ist die Anstaltsleitung bemüht, auf möglichst viele Ausweichgelegenheiten, eben auf Gebiete wie Sport, Freizeitwerkstätte und Lektüre (Bibliothek mit 3000 Titeln) zu lenken. Aber die Reizbarkeit unter den Insassen bleibt dennoch bestehen und führt oft zu einer Vergiftung der Atmosphäre, vor allem, wenn die Insassen sich überverteilt, überbeansprucht oder ausgeutzt fühlen.

In solchen Situationen soll die von der Anstaltsleitung geschaffene Einrichtung des Insassenrates eine Art Puffer zwischen Insassen und Anstaltsleitung bilden. Dies ist dann möglich, wenn an der Spitze dieser 6 von den Insassen gewählten Räte, die sich gewisser Privilegien erfreuen, ein IR-Präsident steht, der die nötige Menschenkenntnis, Erfahrung und — gegenüber der Direktion — auch die nötige Durchschlagskraft besitzt. Im übrigen beschränkt sich die Tätigkeit des IR's darauf, der Anstaltsleitung Aufgaben wie Überwachung der Sitzordnung bei der Arztvisite, Begleitung der Insassen, die spazieren gehen, Duschenordnung, Ordnung im Speisesaal usw. abzunehmen, Aufgaben, die sonst von Aufsehern übernommen werden müssten. Im grossen und ganzen ist dieser Insassenrat eine fragwürdige Institution, denn er kann ohne Einwilligung der Direktion keine Beschlüsse fassen und ausführen. Da der Rat ohne Anwesenheit des Direktors zwar beschlussfähig, jedoch nie aktionsfähig ist, bleibt er ein dekoratives Instrument, das Besuchern gerne vorgeführt wird, ohne dass ihnen die genaue Funktionsweise



erklärt werden kann. Trotzdem sind die Posten bei den Insassen begehrt, weil die Herren Insassenräte jeden Abend freien Ausgang haben und sich auf dem Gelände der Anstalt entsprechend bewegen können. Die Anstalt verfügt übrigens über ein Sprachrohr nach aussen und innen, das ebenfalls einem Insassenrat anvertraut ist, nämlich die zweimonatlich erscheinende, 16 Druckseiten umfassende Hauszeitung «Bausteine». Sie ist eine Vogel/Fisch-Konstruktion, denn sie soll einerseits als Hauszeitung den Insassen dienen, andererseits für die Anstalt eine Visitenkarte nach aussen sein. Diese beiden gegensätzlichen Aspirationen unter einen Hut zu bringen, ist ein Kunststück, das auch einen gewiegten Berufsjournalisten oder -redaktor zur Verzweiflung bringen könnte. Denn abgesehen davon, dass kein Artikel ohne Zustimmung des Direktors erscheinen kann, sind die Beiträge, die für die Insassen interessant wären, für die Leser ausserhalb mangels genauerer Kenntnis der Situation entweder unverständlich oder unattraktiv, während Artikel, die dem Image der Anstalt in der Aussenwelt schmeicheln, für die Insassen praktisch ungeniessbar sind. So ergibt sich Nummer für Nummer eine zwar graphisch ansprechende Zeitschrift, der man es aber anmerkt, wie gequält sie sich tut.

Meine Sorge kann das allerdings nicht länger sein, denn inzwischen ist meine Bestätigung der bedingten Entlassung endlich doch noch eingetroffen und ich habe das Austrittszereemoniell hinter mich gebracht. In den letzten paar Tagen vor der Entlassung steigerte sich die Nervosität bis zur Unerträglichkeit. Die Arbeit, die man widerwillig und oft genug mit zusammengebrochenen Zähnen tat, wird nun doppelt unerträglich. Von allen Seiten nimmt man würzige Kommentare entgegen. Man schreibt hektische Briefe in eine Welt, vor der man sich plötzlich zu fürchten beginnt, man telefoniert in einem Übereifer mit den Angehörigen, man räumt die Zelle zusammen und verpackt, was sich

in langen Monaten an Briefen usw. angesammelt hat. Man geht zur ärztlichen Austrittsvisite, die keine 5 Minuten dauert, duscht sich ein letztes Mal, stellt fest, dass man 7 kg abgenommen hat und rechnet die Stunden aus, bis man wieder ein freier Mensch ist. Man sieht die vielen Menschen, mit denen man so lange zusammen war, plötzlich mit ganz anderen Augen, distanziert sich schon von ihnen und stockt, wenn man daran denkt, dass man ihnen bald «Auf Wiedersehen» sagen wird. Nein, ein Wiedersehen kann und darf es nie mehr geben. Der Einschnitt in die Persönlichkeit eines Menschen ist zu gross, als dass man ihn mehr als einmal ertragen und verkraften könnte.

Ich überprüfe meinen Zigarettenvorrat. Wird er noch einen Abend, eine Nacht reichen? Onkel Gusti, mit 70 Jahren der älteste Aufseher, lächelt verständnisvoll und steckt mir noch ein angefangenes Päckchen Marocaine zu. Für die lange Nacht. Um 10.30 Uhr geht das Licht zum letzten Mal von selber aus. In Zukunft werde ich es wieder abdrehen können, wann ich will. Die Nacht vergeht in unruhigem Schlummer. Ich bin nur noch mit einem Fuss da. Am Boden liegt der Wäschekorb, in welchem ich am Morgen meine Siebensachen ins Hauptgebäude hinübertragen werde. Ich erwache viel zu früh und kann nicht mehr einschlafen. Endlich geht der Lautsprecher mit den Frühhinrichten an. Ich ziehe mich an und gehe hinüber, zum letzten Frühstück in der Anstalt. Einige Tassen Kaffee machen mich vollends wach. Die Küchenmannschaft spart nicht mit Bemerkungen. Mein Nachfolger, ein junger Mann von nicht viel mehr als 20 Jahren, ist schon an der Arbeit, stolz, jetzt seinerseits zur Küchenmannschaft zu gehören. Dann geht's hinunter ins Untergeschoss, wo ich meinen Korb in der Wäscherei abgebe, meine Zivilsachen ausgehändigt bekomme und mich wieder anziehen kann wie ein Mensch. Einen kleinen Moment lang muss ich überlegen, wie man den Krawattenknopf bindet,

dann sitzt der Handgriff wieder. Die schwarzen Schuhe fühlen sich ungewohnt an, und es ist ungewohnt, zur Hose wieder eine Jacke zu tragen. Der Buchhalter rechnet mit mir ab, dann erscheint der Aufseher und hilft mir, die beiden Kartons im Wagen zu versorgen. Er bringt mich zum Bahnhofchen von Salez und verabschiedet sich mit kräftigem Händedruck. Aus, vorbei. Die Uhr ist abgelaufen. Der Bahnhofsvorstand händigt mir ein Billet aus, dann kommt der Zug und ich finde einen ruhigen Sitzplatz. Von jetzt an bin ich wieder ein freier Mensch, ein Zivilist, der sich am Kiosk so viele Zigaretten kaufen kann, wie er will, der telefonieren kann, ohne dass die Gespräche abgehört werden.

Das Erlebnis des Strafvollzugs trat eigentlich sofort in den Hintergrund, als ich mich wieder dem freien Alltag gegenüber sah. Es war, als fälle die Erinnerung daran wie ein böser Traum ins Unterbewusstsein zurück. Manchmal ertappe ich mich allerdings dabei, wie ich im Lauf des Tages nach der Uhr schaue. Zwölf Uhr dreissig mittags. Das Essen im Speisesaal ist fertig. Das Geschirr wird bergweise durch den Pass in die Küche zurückgegeben. Fünf Uhr nachmittags. Die Mittagspause ist zu Ende. Die Portionen für die Zellen werden in die Blechgeschirre abgefüllt. Neun Uhr abends. Der Tag ist vorbei. Die meisten sind auf den Zellen. Einzelne schreiben noch, kommen vom Hausorchester oder von einem Vortrag zurück. Der Aufseher zählt seine Schäflein. Wenn man gut mit ihm steht, gibt er einem eine Tageszeitung auf die Zelle mit. Oder ein paar Zigaretten, wenn der Vorrat aufgebraucht ist. Man sinkt todmüde aufs Bett und wartet auf den Schlaf, auf den nächsten Tag, den nächsten Monat — ohne einen Menschen zu haben, mit dem man sich aussprechen kann, ohne jemandes Anteilnahme. Moderner Strafvollzug? Eine merkwürdige Strafe, die mehr Probleme schafft als sie Wunden zu heilen vermag.

Jean Kersten